GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

Die vergessene Differenz

Knapp, Gudrun-Axeli

1988

https://doi.org/10.25595/644

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Knapp, Gudrun-Axeli: *Die vergessene Differenz*, in: Feministische Studien : Zeitschrift für interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung, Jg. 6 (1988) Nr: 1, 12-31. DOI: https://doi.org/10.25595/644.

Diese Publikation wird zur Verfügung gestellt in Kooperation mit dem Walter de Gruyter Verlag.

Erstmalig hier erschienen / Initial publication here: https://doi.org/10.1515/fs-1988-0104

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Gudrun-Axeli Knapp

Die vergessene Differenz

Nach fast zwanzig Jahren Frauenforschung und Frauenbewegung in der Bundesrepublik ist zumindest eine ihrer Einsichten weithin akzeptiert: »Geschlecht« ist (ähnlich wie »Klasse« oder »Rasse«) ein sozialer Platzanweiser, der Frauen und Männern ihren Ort in der Gesellschaft, Status, ihre Funktionen und Lebenschancen zuweist. Diese »Verortung« nach Geschlechtszugehörigkeit ist kein einfacher Akt unmittelbaren Zwangs, sondern ein aufwendiges und konfliktträchtiges Zusammenspiel von Zwängen und Motiven, von Gewalt und ihrer Akzeptanz, von materiellen Bedingungen, ökonomischen Nötigungen und subjektiven Bedürfnissen, von kulturellen Deutungssystemen, normativen Vorschriften, Selbstbildern und Selbstinszenierungen.

Innerhalb der komplizierten Prozesse der sozialen Reproduktion des Geschlechterverhältnisses als grundlegendem Teil gesamtgesellschaftlicher Reproduktion spielen Vorstellungen darüber, wie Männer und Frauen »sind« und in welcher Beziehung sie zueinander stehen,eine besondere Rolle. Zwar streiten sich Frauenforscherinnen noch über das spezifische Gewicht von ökonomischen, ideologischen und psychologischen Faktoren in diesem Zusammenhang. Unübersehbar ist jedoch, daß »Denken« auf sehr grundsätzliche Weise Machtverhältnisse gegenüber Frauen und Dominanz von Männern reproduziert: durch eine bestimmte Art, sie und ihr Verhältnis zueinander zu sehen.

Maurice Godelier hat in seiner eindrucksvollen Untersuchung über »Die Produktion der Großen Männer« in einer Stammesgesellschaft in Neuguinea Dimensionen der Gewalt gegen Frauen nachgezeichnet und er stellt fest, daß »alle Formen faktischer Gewalt ... nur ab und zu im Leben einer Frau« auftauchen. »Die ideelle Gewalt dagegen existiert permanent innerhalb der gesamten sozialen Organisation selbst, in jedem Aspekt ihrer Praxis.«[1]

Dies systemische Element ideeller Gewalt findet sich unter unseren Verhältnissen in der Geschlechterideologie wieder; sie steht in einem Vermittlungszusammenhang mit ökonomischen Macht- und Ausgrenzungsstrukturen, die sich gegenüber dem Willen der Einzelnen verselbständigt haben und ihnen als Überhang an Objektivität entgegenstehen. Trotz der eingeschränkten Vergleichbarkeit beider Gesellschaften können wir Godeliers Resümee ohne weiteres übernehmen:

Die größte Stärke der Männer liegt ... in der Zustimmung der Frauen zu ihrer Herrschaft, und diese Zustimmung kann nur dadurch existieren, daß beide Geschlechter die Vorstellungen teilen, die die männliche Herrschaft legitimieren.[2]

Die Frauenforschung hat zeigen können, wie im Zuge der Entwicklung des Kapitalismus und der Formierung bürgerlicher Gesellschaften die überkommenen Asymmetrien im Geschlechterverhältnis sich veränderten und neu begründet wurden. Das »Aussagesystem der Geschlechtscharaktere« (Karin Hausen) mit seinen fixierten Bildern von »Männlichkeit« und »Weiblichkeit« sowie die mit naturwüchsigen Geschlechtseigenschaften begründete Ideologie der Komplementarität, die sich allmählich herauskristallisierten, gehören zu solchen – der Idee nach auch klassenübergreifenden – »geteilten Vorstellungen«, von denen Godelier spricht.

Mit diesem Erbe des 18. und 19. Jahrhunderts haben wir es noch immer zu tun. Trotz geringfügiger Einbußen an Überzeugungskraft haben sowohl die »Frauen sind«-Stereotype als auch die »Frauen sind nicht«-Stereotype Aktualität behalten als Deutungs- und Legitimationselemente, die zur Aufrechterhaltung des Machtgefälles und der Wertehierarchie zwischen Männern und Frauen dienen.[3]

Feministinnen haben sich von Anfang an mit dem normativen Gehalt der Frauen- und Männerbilder in unserer Gesellschaft auseinandergesetzt und die »Konstruktionen des Weiblichen« in den wissenschaftlichen Diskursen – von der Philosophie über die Literaturwissenschaft bis zur Psychoanalyse – kritisch beleuchtet; eines der letzten Hefte der *Feministischen Studien* war diesem Thema gewidmet.[4]

An diese Tradition knüpfe ich an. Mein Interesse gilt allerdings nicht den Weiblichkeitskonzepten *männlicher* Wissenschaftler, sondern dem, was Frauen, die angetreten sind, die alten Klischees und Rollenzwänge zu sprengen, selbst über Frauen denken. Auf welche Weise und mit welchen Mitteln greift die feministische Wissenschaft auf dieser Ebene in den fortgesetzten Prozeß der »Platzanweisung« der Geschlechter ein? Welche Vorstellungen über Frauen haben wir den herrschenden entgegenzusetzen, welche Realität drücken sie aus, worin besteht ihr kritisches Potential, wo bleiben sie den Klischees verhaftet? Anlaß zu diesen Überlegungen ist ein wachsendes Unbehagen an dem (un)heimlichen Positivismus in einigen gängigen feministischen Aussagen zu »Weiblichkeit«, »Mütterlichkeit«, »weiblichem Arbeitsvermögen«, in denen ich eine unbedachte Ideologisierung zu erkennen glaube. In wichtigen Zügen unterscheiden sich diese Entwürfe nicht von den sattsam bekannten männlichen Projektionen über Frauen. Die Vereinnahmung des wissenschaftlichen Konstrukts vom »weiblichen Arbeitsvermögen« im Kontext konservativer Politik, aber auch die parteiübergreifende Popularität der »Politik des Unterschieds« (G. Erler), die im Müttermanifest praktische Premiere feierte, können nach meiner Auffassung als Indizien dafür gesehen werden, daß Frauenforschung entgegen ihren Absichten einen affirmativen Kern haben kann. Zwar hatte Anfang der 70er Jahre die selbstbewußte Betonung und Neubewertung von »Weiblichkeit/Mütterlichkeit« und der damit assoziierten Eigenschaften zweifellos einen kritischen Impuls gegen die weitverbreitete Nicht-Anerkennung von Frauen und ihrer Arbeit; darüberhinaus war mit ihr eine politische Bindungskraft

verbunden, aus der die Frauenbewegung wesentlich zehrt(e). Inzwischen liegen nach meiner Auffassung jedoch genügend Erfahrungen in der Frauenpolitik und Frauenforschung vor, die deutlich machen, daß uns eine mit bestimmten femininen »Eigenschaften« begründete Vereinheitlichung von Frauen langfristig nicht weiterbringt. Sie ist ihrer Struktur nach ideologisch und enthält eine »fixe Idee« über Frauen, die letztlich gegen Erfahrung von Widersprüchen und Differenzen immunisiert. Damit blockiert sie tendenziell eine produktive Verarbeitung jener Erfahrungen, die – wie feministische Analysen nachgewiesen haben – für den »weiblichen Lebenszusammenhang« (U. Prokop) geradezu als charakteristisch gelten können.[5]

Mich interessieren die spezifische Erkenntnis-Konstellation und der wissenschaftliche »Produktionszusammenhang«, in dem solche Konzepte hervorgebracht werden. Ich gehe davon aus, daß sie sich nicht (nur) den Zufälligkeiten »spontaner Theoriebildung« und persönlicher Vorlieben verdanken, sondern daß sich systematische Gründe dafür benennen lassen, daß auch Frauenforscherinnen mit Weiblichkeitsstereotypen argumentieren.

Unter zwei Aspekten möchte ich dem nachgehen: zum einen, indem ich nach wissenschaftsimmanenten Problemen frage; zum anderen, indem ich auf das Spannungsfeld von Wissenschaft und Politik eingehe, in dem die feministische Wissenschaft steht.

Beide Problembereiche seien kurz skizziert:

- Die Frauenforschung befindet sich in einer widersprüchlichen Position zwischen Tradition und Traditionsbruch. Einerseits legt sie die Facetten des Androzentrismus bisheriger Wissenschaft offen und geht in den radikalen Varianten der Kritik bis an die Wurzeln der szientifischen Erkenntnismethoden. In ihnen macht sie die Prinzipien jener Gewalt aus, der – in anderen Vermittlungszusammenhängen – Frauen wie Natur ausgesetzt sind.[6] Ich vermute, daß in der Praxis (vor allem in der empirischen Forschung) die meisten Frauenforscherinnen den Bruch mit der »herrschenden Wissenschaft« auf die Eben der *Inhalte* konzentrieren: auf die Kritik der »blinden Flecken«, »dark continents«, »Leerstellen« und »Biases«, die den überlieferten Bestand an »Wissen« als »männlich« ausweisen. Inhaltlich gibt es viel zu korrigieren und weitaus weniger, was übernommen werden könnte. Ein größeres Maß an Kontinuität zeigt sich auf der methodologischen Ebene. Solange Frauenforschung sich nicht separiert, sondern sich in einem historisch entstandenen Kontext als »Wissenschaft« begreift und legitimieren muß, bewegt sie sich im Rahmen der Regeln der »scientific community« und mit geringen Spielräumen nach deren Kriterien. Auch wenn sie sich kritisch und kreativ darauf bezieht, schöpft sie doch letztlich aus demselben Reservoir an Verfahrensweisen und holt sich damit alte Probleme auch in die feministischen Projekte. Eine tiefergehende Diskussion dieser heimlichen Erbschaften und ihres Stellenwerts in der Frauenforschung steht noch aus. Die Notwendigkeit einer solchen Diskussion möchte ich ansatzweise an drei Problemen verdeutlichen, die sich auf populäre Konstruktionen von »Weiblichkeit« in der feministischen Sozialwissenschaft beziehen. Es geht um Fragen »identifizierender« Begrifflichkeit, um die Möglichkeit von Generalisierung,

um Probleme der Typenbildung und um den methodischen »Imperialismus« einzelwissenschaftlicher Zugangsweisen, der sich jenseits des Anspruchs auf Interdisziplinarität durchsetzt, der weitgehend Postulat geblieben ist.

- Frauenforschung bewegt sich in einem spezifischen Spannungsverhältnis von Wissenschaft und Politik. Als (zumindest dem Anspruch nach) Teil einer sozialen Bewegung will sie Gesellschaftsanalysen leisten, die der politischen Praxis, mit der sie nur selten unmittelbar zusammenfällt, Argumentationsmaterial, Anhalt und Orientierung geben. Umgekehrt empfängt die Forschung Impulse und Orientierungen aus den Problemen, die sich praktisch stellen. Als Wissenschaft ist sie genötigt, gesellschaftliche Wirklichkeit in all ihrer Komplexität auszuloten. Das heißt, gegebenenfalls auch solche Tatbestände sehen und als Realität anerkennen müssen, die nicht ins politische Konzept passen. Als *kritische* Gesellschaftswissenschaft ist sie auf die bedachte Aneignung von Erkenntnistraditionen angewiesen, die sich als Opposition zum bloß legitimatorischen Ordnungsdenken verstanden, das die Entwicklungsgeschichte der Gesellschaftswissenschaften begleitet.[7] Ein wichtiges Erbe, das sie hier angetreten hat, sind die ideologiekritischen und dekonstruktiven Verfahren, die in derartigen Traditionen ausgebildet wurden. Ihnen ist – bei aller Unterschiedlichkeit der bevorzugten Gegenstände und Zugangsweisen – das Moment des »Negativen«, des »Nicht-Positivierens«, des Offenhaltens gemeinsam.

Frauenforscherinnen in der Bundesrepublik beziehen sich inzwischen zum einen auf die feministischen Weiterentwicklungen strukturalistischer Ansätze, der Lacanschen Psychoanalyse und der Semiotik in Frankreich (etwa Irigaray, Kristeva, Cixous). In den Sozialwissenschaften spielt jedoch das Anknüpfen an die dialektische Tradition der »Kritischen Theorie« eine herausragende und zunehmend deutlicher werdende Rolle.

Das dialektische »Vermittlungsdenken«, das nach dem Prinzip der bestimmten Negation verfährt, gilt (was immer bei Hegel daraus wird) als das anti-ontologische Denken schlechthin. Als historisches und gesellschaftlich-konkretes Denken ist es auf Tendenzen aus, auf die Bestimmung von »Kräften und Gegenkräften« (Horkheimer) in den gesellschaftlichen Verhältnissen und den Subjekten.[8] Nach meiner Überzeugung kann feministische Gesellschaftstheorie auf die Sprengkraft solchen konflikttheoretisch orientierten negativen Denkens nicht verzichten – dies gilt auch für die Konstruktionen von Weiblichkeit, mit denen sie argumentiert. Als kritische *empirische* Wissenschaft ist sie aufgefordert, in diesem Sinne »Kräfte und Gegenkräfte« zu *konkretisieren*. Dabei wird sie in der Regel soziale Gegebenheiten mit wissenschaftlichen Instrumentarien untersuchen, deren bornierte Logizität sie kennt und kritisiert. Sie muß diese Spannung austragen, und dabei so weit es geht vermeiden, die untersuchten »Sachverhalte« nach den Maßgaben der Methode zu fixieren. Für dieses Kunststück eines dialektischen Verhältnisses von Theorie und Empirie gibt es nicht viele Vorbilder.

Diese Erkenntnis-Konstellation wird zusätzlich kompliziert durch die *politisch-praktische* Verpflichtung der Frauenforschung. Ich gehe davon aus, daß mit dem politischen Anspruch der Umsetzbarkeit ein »Positivierungsdruck« verbunden ist, der sich bis auf die Ebene der Analyse durchsetzen kann. Er nötigt dazu, die kriti-

sche Praxis des Negativen an bestimmten Punkten aufzugeben, Vermittlungen durchzuschneiden und sich »konstruktiv« zu betätigen – mit entsprechenden theoretischen und methodischen Konsequenzen. Diese Schwelle – an der Kritik »konstruktiv« zu werden versucht, eigene Utopien entwirft und sich auf politisches Handeln bezieht – halte ich zur Zeit für die größte Herausforderung an die feministische Wissenschaft (und Politik). An dieser Schwelle finden sich die zahlreichen Umschlagspunkte von Wissenschaft in Ideologie, an ihr zeigt sich aber auch die Notwendigkeit gesellschaftlich-historischer Konkretion.

Der Positivierungsdruck, von dem die Rede war, äußert sich in verkehrter Form selbst noch in den Differenzierungstabus, auf die wir häufig stoßen, wenn aus Gründen politischer Entschiedenheit klare Freund-Feind- oder Täter-Opfer-Verhältnisse bezeichnet werden sollen.

Wieviel analytische Differenzierung verträgt politische Radikalität, wieviel Positivierung verträgt eine kritische Wissenschaft von Frauen für Frauen? Folgende Eindrücke möchte ich zur Diskussion stellen: in besonders radikal erscheinenden und deshalb für viele Feministinnen attraktiven Konzepten wird tendenziell die Spannung zu Ungunsten der Differenzierung gelöst. Dem kann – wenn es sich nicht blind, durch die Logik von Ansatz und Methode hindurch vollzieht – nur eine politische Entscheidung zugrundeliegen, keine analytische Notwendigkeit. Wenn die Ebenen von Wissenschaft und Politik ineinander verschwimmen, können wir nicht mehr erkennen, von welcher »Realität« in den Analysen die Rede ist. Damit werden wir tendenziell in die Position von Gläubigen versetzt, die sich nur noch dogmatisch auf das beziehen können, was ihnen als Realität vorgehalten wird.[9]

Bei den populär gewordenen Weiblichkeitskonzepten gibt es – so nehme ich an – eine Korrespondenz zwischen dem politischen Positivierungsdruck bzw. Identifikationsbedürfnissen und den wissenschaftlichen Ansätzen und Ableitungsverfahren, über die sie begründet werden. Beide bedingen einander zwar nicht, aber legen sich wechselseitig nahe. Eine (selbst-)kritische Untersuchung der Konstruktionsprinzipien solcher Konzepte müßte das jeweilige Zusammenspiel von politischer Perspektive, theoretischem Ansatz und methodischem Vorgehen im Detail beleuchten, um alte Fehler vermeiden zu lernen. Der konstitutive Zusammenhang von »Erkenntnis und Interesse« (Habermas) betrifft ja nicht nur die herrschende Wissenschaft, die ihn hinter Objektivitätspostulaten verbirgt; er gilt auch – und dies haben Feministinnen immer wieder thematisiert –[10] in der Frauenforschung. Ich plädiere keinesfalls dafür, ihn aufzulösen – das käme entweder einer voluntaristischen Illusion oder dem Appell zur Selbstaufhebung von Frauenforschung gleich. Ich denke allerdings, daß wir die oben skizzierten Konfigurationen radikaler reflektieren müssen, wenn Frauenforschung an dem Anspruch festhält, emanzipatorische Wissenschaft zu werden und nicht Produktionsstätte »alternativer« Ideologien.

Aspekte der »Ikonisierung« des Weiblichen

In den Texten von Philosophen finden sich bis ins 19. Jahrhundert hinein immer wieder Notizen über eine gewisse Gleichförmigkeit von Frauen. Sie seien wenig

voneinander unterschieden, undifferenziert – im Gegensatz zur entfalteten männlichen Individualität.[11] Solche Beobachtungen spiegeln den vielbeschworenen »männlichen Blick«, der in Frauen nur »DIE FRAU« erfaßt als abstraktes Idol männlicher Wünsche und Ängste – sie enthalten darüberhinaus auch Reflexe einer objektiven Wirklichkeit, indem sie sich auf die Asymmetrien in der gesellschaftlichen Organisation des Geschlechterverhältnisses (legitimatorisch) beziehen.

Auch Feministinnen konstatieren heute fehlende Verschiedenheit von Frauen, meinen das aber strukturell.[12] Die »Ähnlichkeit« von Frauen ist eher die ihrer Lebenslage und der damit verbundenen Identitätszwänge[13], nicht Ausdruck ihrer Subjektivität oder ihrer persönlichen Potentiale. Sie verdankt sie Machtverhältnissen, die Frauen Gleichwertigkeit, Gleichrangigkeit und Gleichwirklichkeit verweigern:

In diesen drei Dimensionen – Gleichwertigkeit, Gleichrangigkeit und Gleichwirklichkeit – vollzieht sich die Deklassierung des Weiblichen quer durch die gesamte gesellschaftliche Hierarchie. Innerhalb jeder sozialen Klasse gibt es noch einmal eine Unterschicht: die Frauen. Und neben den herrschenden Formen der Gewalt bedrängt eine ausschließlich sie: der Sexismus.[14]

Der Blick auf die topographische Karte unserer Gesellschaft läßt die Resultate dieser Deklassierung gut erkennen: unseren Ort in der Arbeitsteilungsstruktur, unser Segment im Spektrum gesellschaftlich nützlicher (und unnützer) Tätigkeiten, unseren Platz im Parkett unter den Rängen der Ökonomie und in den Hierarchien der symbolischen Ordnung. Der Status Quo zeigt von hier aus gesehen eine beeindruckende Logizität, seine Statik erscheint solide. Die Frau, die in diese Landschaft passen und sie unverändert lassen würde, trüge nichts als die stereotyp charmanten Züge liebenswerter Weiblichkeit, Einfühlsamkeit und Duldsamkeit; die anschmiegsame soziale Charaktermaske, die uns *zugedacht* ist und verpuppt.

Wenden wir uns, um die Unterschiede zu erkennen, von der Ideologie der Weiblichkeit und der auf sie verwiesenen Topographie des Geschlechterverhältnisses ab und einander zu. Wenn wir uns selber, unsere Schwestern, Mütter, Tanten, Großmütter, Freundinnen und Kolleginnen in Wirklichkeit ansehen und erleben, ist es recht bald aus mit dem schönen Frauenzimmer. Christina Thürmer-Rohr hat schon gewußt:

Einfach nur schön sind alle diese Eigenschaften nur als Abstrakta. Das schöne Mitgefühl z.B., die Sensibilität, die Aufmerksamkeit, die Liebes- und Opferfähigkeit sind keine beziehungsunabhängigen Konstanten. An welchem Ort werden sie präsent? Wem dienen sie, wem nützen sie, wer mobilisiert sie? Wem gegenüber versagen sie, brechen sie? Wem gegenüber kehren sie sich in ihr Gegenteil?[15]

Die Reihe von Fragen verlockt zur Fortsetzung: was an uns ist denn eigentlich »weiblich«, und: sind Frauen nichts als »weiblich«? Was ist »weibliche« Identität über das Bewußtsein der Geschlechtszugehörigkeit hinaus? Eignet jeder Frau die weibliche »Beziehungslogik« (Gisela Erler)? Wie weiblich ist der »Gegenstandsbezug« (Maria Mies) von Frauen? Gibt es »Gegenstands*bezüge*« bei Frauen? Wie weiblich ist das »Arbeitsvermögen« (Elisabeth Beck-Gernsheim, Ilona Ostner

u.a.) von Frauen – wieviel »Unweibliches« hat darin Platz? Wer bestimmt, was »unweiblich« ist? In welchem Interesse? Ist jede Frau »mütterlich«? Ist jede Mutter »weiblich«? Sind Mütter nichts als »mütterlich«? Wie »männlich« ist dann ein Vater, wie »väterlich« ein Mann? Offensichtlich gibt es in den Konstruktionen des Weiblichen und Männlichen Probleme mit der Verallgemeinerung von Besonderheiten. Schauen wir uns das näher an. Feministische Frauenforschung – jedenfalls die, um die es hier geht – bezieht sich in der einen oder anderen Weise auf die marxistische Theorie bzw. auf eine historisch-materialistisch orientierte Soziologie.

Dies wird in den Begriffen deutlich, die sie verwendet, aber auch in den Strukturanalysen unserer Gesellschaft, auf die sie sich beruft. Es gibt einen systematischen Punkt, an dem diese Herkunft aus der kritischen Gesellschaftstheorie ziemlich regelmäßig vergessen zu werden scheint: immer dann, wenn Aussagen über die *Frauen* gemacht werden, erscheint ein merkwürdig geschöntes, entsexualisiertes und lebloses Bild der »Frau/Mutter« (Irigaray).

Diese »Ikonisierung« von Frauen kommt zustande durch drei (wie ich meine) methodische Fehler:

- durch den methodischen Imperialismus in der Universalisierung/Globalisierung der Kategorie »Frau«, die zu weltumspannenden Aussagen über »die Frau« verleitet und mit ahistorischen Begründungen operiert;
- durch eine Idealisierung, die entsteht, wenn »die Frau« abgehoben, kontextunabhängig dargestellt wird. Das betrifft sowohl die Frage nach ihrem »Gewordensein«, der Entwicklungs- und Verkümmerungsgeschichte ihrer subjektiven Potentiale, als auch ihr aktuelles Eingebundensein in eine doch ebenfalls weder konfliktfreie noch heile Lebenswelt;
- und durch einen Positivismus, der nur das für real hält, was sich realisiert und damit Träume, verhinderte Projekte, brachgelegte Fähigkeiten, verschwiegene Motive nicht zum Vermögen der Subjekte rechnet. Dem entspricht ein bloß »Tatsachen« registrierendes Denken, das dazu verführt, vom Wirklichen auf das Mögliche zu schließen, etwa von der Arbeit, die geleistet wird, auf das subjektive »Arbeits*vermögen*«. Als sei das, was Menschen unter den Strukturbedingungen geschlechtlicher und kapitalistisch-industrieller Arbeitsteilung faktisch tun (z.B. die Hausarbeit der Hausfrau) identisch mit dem, was sie tun könnten (wenn man sie ließe).
  In allen drei Sichtweisen (*Universalisierung, Idealisierung, Positivierung*) geschieht ein Gleiches: *Entwirklichung durch Abstraktion.*

Abstraktion von Geschichtlichkeit, Abstraktion von konkreter gesellschaftlich-kultureller Einbindung und Abstraktion von Möglichkeit, das heißt auch: Abstraktion von Widerstandspotentialen und Veränderung.

Diese »Entwirklichung durch Abstraktion« ist ein Strukturprinzip von Generalisierungen und damit ein Problem, dem wir grundsätzlich nicht ausweichen können, solange wir raum- und zeitüberspannende Aussagen im »Mehrzahlbereich« machen wollen. Wir sollten uns aber die methodischen Implikationen solchen »Abhebens« bewußt machen, besonders wenn es um gesellschaftliche Sachverhalte geht.

Schon unsere feministischen Großmütter haben sich mit der politischen Logik der »Versämtlichung« (Dohm) von Frauen auseinandergesetzt. Hedwig Dohm, indem sie Weiblichkeitsnormen als Medien der »gewalttätigen Gleichformung« untersucht; Rosa Mayreder, indem sie ihre methodologischen Prinzipien beschreibt. In ihrer »Kritik der Weiblichkeit« problematisiert sie die »generalisierende Methode«, die mit Allgemeinbegriffen operiert, als ob man ein allgemeines »metaphysisches Realwesen« bestimmt hätte, »das in jedem Mann und jedem Weibe zur Erscheinung kommt«.[16]

Die inhaltlichen Bezugspunkte derartiger Verallgemeinerungen sind heute zum Teil andere, als die von Rosa Mayreder angesprochenen; ihre Konsequenzen für die Konstruktion des »Gegenstandes« – in unserem Falle die Bilder feministischer Wissenschaftlerinnen von »Frauen« – sind ähnlich.

An zwei in der Frauenforschung und Frauenbewegung besonders populär gewordenen Ansätzen will ich das illustrieren. Das Konzept vom »weiblichen Arbeitsvermögen«, das Ende der 70er Jahre von Ilona Ostner und Elisabeth Beck-Gernsheim formuliert wurde und Maria Mies' Entwurf eines »weiblichen Gegenstandsbezugs«, den sie 1980 vorstellte.[17] Wenn auch unterschiedlich begründet, so heben doch beide ähnliche Spezifika eines »weiblichen« Umgangs mit Realität hervor. Stichworte, die das »weibliche Arbeitsvermögen« und den »weiblichen Gegenstandsbezug« charakterisieren sollen, sind: »Empathie«, »Intuition«, »Personenorientierung«, »Kontextbezogenheit«, »Kooperatives Verhältnis zu Natur« u.ä.

Das Konzept vom »weiblichen Arbeitsvermögen« habe ich an anderer Stelle ausführlich diskutiert.[18] Ich will die wesentlichen Kritikpunkte nur kurz wiedergeben und meine Bedenken hier zuspitzen auf den methodischen Aspekt der *Typenbildung.*

Der Begriff »weibliches Arbeitsvermögen« suggeriert eine Aussage über das ganze Arbeitsvermögen von Frauen. Faktisch begrenzt er aber das, was er an Potentialen in den Blick nimmt,auf das, was als spezifisch weiblich gilt, weil es (so wird unterstellt) Frauen von Männern unterscheidet. Fähigkeiten, die in unserer Kultur als »männlich« gelten und solche, die außerhalb dieses Definitionsbereiches liegen, sind im Begriff »weibliches Arbeitsvermögen« nicht repräsentiert. Damit ist er *reduktionistisch.* Er reduziert Frauen auf etwas, was sie nicht oder nicht nur sind oder unter Umständen nicht (nur) sein wollen, bzw. unter den gegebenen Umständen nicht sein *können.* In diesem Vorgang des »Identifizierens« von »Weiblichem« ist eine Denkbewegung am Werk, die »Ordnung« im Geschlechterverhältnis schafft: durch Ausschluß des »Anderen« und Festlegung auf ein mit sich »Identisches«.[19]

Diese Definition (de-finieren heißt auch: verendgültigen) geht einher mit der oben beschriebenen »Entwirklichung« durch Abtrennung von Kontexten, in denen sich Arbeitsvermögen konstituiert und praktisch wird. Die Kategorie erzeugt einen Schein von Widerspruchsfreiheit im Subjekt und in den gesellschaftlichen Verhältnissen und bekommt damit ideologischen Charakter.

Nun hat Ilona Ostner in ihrer Fassung des »weiblichen Arbeitsvermögens« darauf hingewiesen, daß es sich um eine idealtypische Konstruktion im Weberschen Sinne handelt.

Max Weber erläutert den Idealtypus als *»Gedankenbild«*, das *bestimmte Beziehungen und Vorgänge des historischen Lebens zu einem in sich widerspruchslosen Kosmos gedachter Zusammenhänge (vereinigt). Inhaltlich trägt diese Konstruktion den Charakter einer Utopie an sich, die durch gedankliche Steigerung bestimmter Elemente der Wirklichkeit gewonnen ist ... Er ist nicht eine Darstellung des Wirklichen, aber er will der Darstellung eindeutige Ausdrucksmittel verleihen.*[20]

Dies (ohnehin nicht unproblematische, aber von Weber sehr skrupulös begründete) methodische Prinzip ist von Ilona Ostner letztlich nicht ernstgenommen worden, jedenfalls nicht, was seine Grenzen betrifft: sie benutzt es aus Gründen der *Darstellungslogik*, argumentiert aber *konstitutionslogisch*. Das heißt: über historische und sozialisationstheoretische Argumente versucht sie, den »gedachten« widerspruchsfreien Typus zu einem »wirklichen« zu machen. Letztlich überträgt sie die Logizität des Modells auf die »Sache« selbst – und begeht damit den Fehler, den Adorno der positivistischen Wissenschaft ankreidet: »... eine Sache durch ein Forschungsinstrument zu untersuchen, das durch die eigene Formulierung darüber entscheidet, was die Sache sei.«[21]

In der Rezeptionsgeschichte des Konstrukts hat sich diese Unklarheit gerächt: das »weibliche Arbeitsvermögen« wurde und wird als Substanzaussage über Frauen und ihre Eigenschaften gelesen, nicht als Idealtypus, der per definitionem für Widersprüchliches und Widerspenstiges keinen Raum läßt. Sicherlich wäre es ungerecht, die Trivialisierung, die das Konzept in der Rezeption erfahren hat, der Autorin anzulasten, die damit einmal wichtige Impulse in die Frauenforschung und Berufssoziologie eingebracht hat. Ich denke jedoch, daß seine Konstruktion einer derartigen Rezeption entgegenkommt. Durch die Subsumtion des Arbeitsvermögens von Frauen unter die Bestimmung »weiblich« verdeckt der Begriff ein gesellschaftliches Skandalon und wird legitimatorisch. Am Begriff der »Ware Arbeitskraft« läßt sich das leichter verdeutlichen. Er verweist auf den Skandal, daß Menschen »wie Waren« behandelt werden; das ist etwas anderes, als würde behauptet, daß die Subjekte nichts als Ware *seien*. An der Differenz ist festzuhalten, in ihr liegt die Bedingung der Möglichkeit des Einspruchs.

Die subjektiven Potentiale oder das Arbeits*vermögen* von Frauen können mit der Bezeichnung »weiblich« nicht vollständig und angemessen erfaßt werden. Allerdings läßt sich im gesellschaftlichen Zugriff auf ihre Arbeitskraft (mit konjunkturellen Schwankungen) ein spezifisches »Interesse« identifizieren, Frauen über das Kriterium »Weiblichkeit« zu »definieren«, um ihnen den entsprechenden Platz und Rang zuzuweisen. Dieses »Interesse« ist ein Zusammengesetztes, in ihm vermitteln sich betriebswirtschaftliches Kalkül und außerökonomische (patriarchale) Deutungsmuster in unterschiedlichen Legierungen. In der Analyse müssen die jeweiligen Ebenen unterschieden werden, da ihre »Einzugsbereiche«, die *Realität*, die sie erfassen, nicht deckungsgleich sind.

Es geht also nicht darum, bestimmte Formen historischer »Spezialisierung« von Frauen und Männern zu leugnen, sondern darum, sie nicht aus dem realen Widerspruchszusammenhang zu reißen und Teilaspekte als isolierte zu positivieren. Wir haben es mit einem soziosymbolischen und materiellen *Zusammenhang* zu tun, der mit Festlegung und Ausgrenzung assoziiert ist: Besonderung und Vereinseitigung,

Karikatur von Theo Zasche

Ausgrenzung und Diskriminierung bilden in der Realität von Frauen ein (noch) unaufgelöstes Ganzes. Das läßt niemanden ungeschoren. Frauen reagieren ambivalent auf die Wechselbäder, die ihnen die Gesellschaft beschert, indem sie in unterschiedlichen Erfahrungsbereichen mal als Besonderes, mal als Minderes, mal als Anderes »gespiegelt« und behandelt werden. Oft erleben sie diese leidige Dreifaltigkeit auch simultan, in changierenden Situationen. Und: in ihnen selbst, ihren subjektiven Potentialen, ihrer Selbstwahrnehmung und den Selbstbildern »als Frau« finden sich die nach innen genommenen Abdrücke dieser widerspruchsreichen Realität. Es ginge also eher darum, diese Vermittlungszusammenhänge auszuloten und zu begreifen, anstatt eine Gruppe von Eigenschaften für »das Ganze« auszugeben.

Begriffe wie »Weiblichkeit«, »Mütterlichkeit« und »weibliches Arbeitsvermögen« können, wie deutlich geworden sein sollte, immer nur *partikulare* Aussagen über Frauen enthalten; sie suggerieren aber Allgemeingültigkeit (»... alle Frauen sind ...«) und Notwendigkeit (»... jede Frau sollte ...«) bestimmter Eigenschaften. Das macht ihren präskriptiven Charakter aus. Durch die Verkoppelung von Allgemeinheit und Notwendigkeit mit bestimmten Eigenschaften erzeugen sie jenen ontologischen Schein, mit dem schon immer die Widersprüche verschleiert wurden, in und mit denen Frauen leben müssen und die in ihnen leben.

Ein anderes Beispiel für »Entwirklichung« ist Maria Mies' Konzept vom »weiblichen« und vom »männlichen« Gegenstandsbezug. Spielt in Ilona Ostners Kon-

struktion die Logik der Typenbildung eine wichtige formative Rolle, so sind es hier andere Formen der Abstraktion, die zu einem vergleichbaren Resultat führen. Maria Mies hat ihre Überlegungen in guter Absicht gegen eine biologistische Sicht vor allem der Tätigkeit von Frauen geprägt. Sie sucht nach einem »materialistischen Begriff« von Frauen und Männern, nach einem Begriff von ihrer »menschlichen Natur«, die »Resultat der Geschichte der Interaktion der Menschen mit der Natur und miteinander ist«.[22] Sie will den Bezug der Geschlechter zur Natur in der Tradition von Marx über ihre »Praxis« bestimmen und unterscheidet dabei eine »materiell körperliche« und eine, wie sie sagt, »historische Dimension«.[23] Zusammenfassend charakterisiert sie den »Gegenstandsbezug der Frauen« wie folgt:

a) Ihre Interaktion mit der Natur ist ein reziproker Prozeß. Sie verstehen ihren eigenen Körper als produktiv, wie sie Natur auch als produktiv verstehen und nicht nur als Materie für ihre Produktion.
b) Obwohl sie sich die Natur aneignen, führt diese Aneignung doch nicht zu Eigentums- und Herrschaftsbeziehungen. Sie verstehen sich weder als Eigentümerinnen ihrer Körper noch der Natur, sondern kooperieren vielmehr mit den Produktivkräften ihrer Körper und der Natur zur Produktion des Lebens.
c) Als Produzentinnen neuen Lebens werden sie auch Erfinderinnen der ersten Produktionswirtschaft. Ihre Produktion ist von Anfang an soziale Produktion und beinhaltet die Schaffung sozialer Beziehungen, das heißt die Schaffung von Gesellschaft.[24]

Frauen hätten danach aus der Erfahrung des weiblichen Körpers und seiner Produktivität sowie der Mutter-Kind-Beziehung als »Schaffung von Gesellschaft« ein kooperatives, soziales, mimetisches Verhältnis zur Natur.

Vorweg: Ich teile die Prämisse, daß es einen Unterschied macht, ob man in einem weiblichen oder einem männlichen Körper »in der Welt« und in Gesellschaft ist; wie sich allerdings dieser Unterschied kulturell konkretisiert, wie er im Bereich des Imaginären sich ausspinnt und welches Gewicht der Morphologie des Körpers in der Ausgestaltung von Selbst- und »Welt«-Erfahrung zukommt, das kann – wenn überhaupt – nur annäherungsweise und spekulativ ausgelotet werden. Dazu bedürfte es der Integration von Einsichten verschiedener Einzeldisziplinen von der Geschichtswissenschaft und der Kulturanthropologie bis zur Psychoanalyse – mit offenem Ausgang.

Die Substantialisierung von bestimmten Körpererfahrungen (»Produktivität«) und Interaktionserfahrungen in einem »weiblichen Gegenstandsbezug«, wie sie Maria Mies vornimmt, halte ich für problematisch: zum einen, weil sie implizit von einer Austauschbarkeit oder Beliebigkeit der Gegenstände ausgeht, auf die sich Frauen beziehen, zum anderen, weil sie trotz gegenteiliger Beteuerung eine übergeschichtliche Konstante im Verhältnis Körper–Natur zugrundelegt.

Das wird ausgerechnet an der Stelle deutlich, an der Maria Mies versucht, das Moment geschichtlicher Veränderung in ihr Modell zu integrieren:

Der weibliche Gegenstandsbezug zur Natur, wie er sich im Verlauf der Geschichte herausgebildet hat und wie er materiell immer gegeben ist, wurde unter der Einwirkung des patriarchalen Zivilisationsprozesses verändert, so daß die meisten Frauen heute das Bewußtsein ihrer eigen Produktivität, die nach wie vor besteht, verloren haben.[25]

Die Argumentation ist verworren: Da ist einerseits die Rede von einem – durch spezifische Merkmale charakterisierten – »weiblichen« Bezug zur Natur, der sich im Laufe der Geschichte herausgebildet haben soll: weiblicher Gegenstandsbezug also als Resultat geschichtlicher Entwicklung. Gleichzeitig soll er aber »materiell immer gegeben sein«. Wer – der weibliche Gegenstandsbezug, der sich geschichtlich doch erst konstituiert? Oder die Konstellation weiblicher Körper–Mutter–Kind, die (so abstrakt genommen) höchst immateriell erscheint. Die Veränderung des einerseits Immer Gegebenen und andererseits historisch sich Entwickelndem »unter der Einwirkung des patriarchalen Zivilisationsprozesses« führe zu einem Verlust des Bewußtseins der eigenen Produktivität, die nach wie vor besteht. Ist der »weibliche Gegenstandsbezug« mit dem Bewußtsein davon verschwunden, obwohl er praktisch materiell immer gegeben ist? Ist die praktisch-materielle Seite ungeschichtlich und die Geschichte nur die Frage des Bewußtseins von einer Praxis? Die Widersprüchlichkeit der Argumentationsfigur, die einen spezifisch weiblichen Gegenstandsbezug durch die Geschichte retten will, in der er sich zugleich konstituiert und verlorengeht, ist offensichtlich.

Schon die Körpervorstellung, die Maria Mies implizit zugrundelegt, kann infrage gestellt werden. Sie erscheint wie eine Rückprojektion des modernen Körperbildes unserer Zeit in die ferne Vorgeschichte.

Barbara Duden hat in ihrem methodisch subtilen Buch »Geschichte unter der Haut« die Schwierigkeiten beschrieben, Körpervorstellungen und -erfahrungen vergangener Epochen nachzuvollziehen. Die Aufgabe der Historikerin bestehe zunächst darin, »die eigenen Selbstverständlichkeiten über den Körper als kulturelles Vorurteil bewußt (zu) machen, vielleicht sogar überwinden (zu) lernen: Über meinen Körper kann ich nicht in die Vergangenheit klettern.«[26]

Wie sollen wir epochenübergreifende Aussagen über »Produktivitätserfahrungen« von Frauen mit ihrem weiblichen Körper treffen können, wenn wir kaum etwas darüber wissen, wie Frauen in lange vergangener Zeit *sich* erfuhren; und zum anderen der »Körper« als etwas Eigenständiges, Individuelles, von kosmologischen Zusammenhängen abgetrenntes vielleicht überhaupt noch nicht existierte? Die schlichte materielle Konstellation, in der Frauen nach Maria Mies' Skizze in Stammesgesellschaften gearbeitet, Kinder geboren und ernährt haben, reicht nicht hin, um Aufschluß über ihr Naturverhältnis und ihren »Gegenstandsbezug« zu geben.

Ohne Kenntnis der jeweiligen kulturellen und symbolischen Einbindung dieser Praxis, ihre Bedeutung und Deutung, können wir über einen »Gegenstandsbezug« von Menschen nichts sagen – die Aussage bleibt im schlechten Sinne abstrakt.

Alles wäre einfach, wenn das Denken sich darauf beschränkte, die Gesellschaft wiederzuspiegeln, zu repräsentieren, aber alle Schwierigkeiten der wissenschaftlichen Analyse des ideellen Teils des Realen rühren daher, daß das Denken die Gesellschaft nicht nur repräsentiert, sondern selbst Gesellschaft produziert. In eben dieser Perspektive muß man Ideen analysieren, die sich eine Gesellschaft vom Körper macht, sowie die Reden, die sie nicht nur über den Körper des Mannes und den der Frau, sondern mit Hilfe ihrer Körper hält.[27]

Auch dieses Beispiel zeigt die Problematik zeit- und kulturübergreifender Inhaltsaussagen über geschlechtsspezifische Gegenstandsbezüge, die zu Verallgemeine-

rungen kommen, weil sie von enthistorisierten und ent-kontextualisierten Bezugspunkten ausgehen. Dieser Logik der Verallgemeinerung korrespondiert bei Maria Mies ein spezifischer theoretischer Zugang, den sie »materialistisch« nennt. Nach meiner Auffassung ist er das nur in einem sehr verkürzten Sinne und fällt letztlich hinter viele Diskussionen der 60er und 70er Jahre zurück, die dem materiellen Gehalt sozio-symbolischer Repräsentationssysteme, Imaginationen und Phantasmagorien galten.

Es war Rosa Mayreder, die um die Jahrhundertwende den denkwürdigen Satz schrieb: »Man wird erst wissen, was die Frauen sind, wenn ihnen nicht mehr vorgeschrieben wird, was sie sein sollen.«[28]

Ich lese diesen Satz nicht als Aussage über eine Realität, die irgendwann einmal einträfe, sondern als heuristisches Prinzip, als Erkenntnisposition und Aufforderung zum Differenzieren: Seid zurückhaltender und bedachter mit definitorischen Verallgemeinerungen über Frauen; lernt stattdessen, Aussagen über Verhaltenserwartungen, Normen, Identitätszwänge und Verhaltensbeschränkungen zu unterscheiden von Aussagen darüber, was Frauen und Männer als Subjekte und Objekte unserer Realität, als Vergesellschaftete und Individuierte wirklich sind – oder sein könnten; und wählt eine Begrifflichkeit, die Differenzierungen auszudrücken erlaubt.[29] Die gängigen »Frauen sind«-Aussagen und auch die »Frauen sind nicht«-Aussagen erzählen – selbst wenn sie auf Momente von Empirie verweisen können – nicht einmal Halbwahrheiten; sie verbreiten affirmativ die Lüge von Identität in einer Gesellschaft, die wirkliche Identität dauernd verhindert.

Ich denke, daß wir uns im Zuge einer (notwendigen) Weiterentwicklung feministischer Theorie von einigen liebgewordenen Topoi werden trennen müssen, die die Diskussion in den ersten fünfzehn Jahren Frauenforschung bei uns bestimmt haben. Besonders ambivalent ist im Kontext feministischer Wissenschaft die Inanspruchnahme eines »Weiblichen« oder »Mütterlichen«. Anstatt mögliche oder vermeintliche Unterschiede zwischen Frauen und Männern auf der Ebene von *Eigenschaften* hochzustilisieren und zu fixieren, plädiere ich für eine Frauenforschung, die die Differenz zwischen Frauen ebenso ernst nimmt wie ihre Ähnlichkeit, die beides zu unterscheiden weiß von der Uniformität, die Resultat von Deklassierung ist und die sich perspektivisch für die Vielfältigkeit von Frauen offenhält.

Das bedeutet: auf Konzepte zu verzichten, oder zumindest ihre problematischen Seiten stärker zu bedenken, die die Kategorien »Frau« und »Mann« *inhaltlich* fassen und universalieren. Gegenüber den rassistischen Implikationen solcher Ansätze sind wir inzwischen etwas sensibler geworden; die Indifferenz gegenüber Klassenunterschieden zwischen Frauen ist nach wie vor verbreitet.

Um die Wirklichkeit von Frauen im Rahmen der gegenwärtigen gesellschaftlichen Form des Geschlechterverhältnisses auszuloten, bedarf es theoretischer Instrumente, die fein genug sind, die Unterschiede in der Ähnlichkeit und Umgekehrtes wahrzunehmen. Es bedarf solcher Konzepte, die nicht aus den Fugen geraten, wenn sie mit mehrdeutiger Realität konfrontiert sind; es bedarf einer Gesellschaftstheorie, die uns in die Lage versetzt, Ungleichzeitigkeiten und Widersprüche zu begreifen, die die objektive Situation von Frauen konstituieren. Das schließt den Blick über die Grenzen unserer Gesellschaft hinaus mit ein.

Und wir brauchen eine Theorie weiblicher Subjektivität, die es schafft, die Beziehung von Identischem und Nicht-Identischem »in uns« und zwischen uns in all ihrer Konflikthaftigkeit zu erhellen. Es geht, wie es die Herausgeberinnen der Feministischen Studien 1985 formulierten, um »eine Theorie des weiblichen Subjekts«, »mit der nicht die Definition des weiblichen Wesens gemeint ist, sondern der Entwurf seiner Möglichkeit unter der Prämisse der Vielfalt, Heterogenität und Differenz sowie des Eigen-Sinns.«[30]

Nach meiner Überzeugung könnte eine besondere Qualität feministischer Wissenschaft in der Kritik an einem bloß unter Allgemeinbegriffe subsumierenden, definitorischen, entkontextualisierenden Vorgehen bestehen. Gerade weil wir wissen *könnten*, was Abstraktion heißt (die an uns – etwa im Sexismus – immer wieder real vollzogen wird), weil wir wissen *könnten*, was ideelle und rohe Gewalt, was Trennung vom Kontext heißt, könnte sich hier im Anknüpfen an Erfahrung wirklich etwas Spezifisches entwickeln und weiterentwickeln.

Das Spezifische bestünde nicht in feministischen Neudefinitionen unserer Selbst, unserer Arbeit, unserer Eigenschaften usw., solange sie nur die überkommenen Vorzeichen und Wertungen durch uns genehmere ersetzen, sondern in der Anstrengung der Kritik, der Arbeit der »bestimmten Negation« (Hegel/Marx), im langen Atem des »Offenhaltens«, des Aushaltens von noch Ungewissem und in der ausschweifenden und doch disziplinierten Erkenntnislust. Mir ist bewußt, daß das eine Gratwanderung ist: auch das Nichtfestlegen kann zur methodologischen Attitüde gerinnen, wie Sigrid Weigel mit Bezug auf Derrida zeigt, der das Weibliche als Metapher für das Nichtfestlegbare einsetzt.[31]

In den Gesellschaftwissenschaften haben wir jedoch eine besondere Chance zur *Konkretisierung*; der »Gegenstand« unserer Analyse ist – und das bewegt uns – aufdringlich genug. Das »Offenhalten« von Aussagen über »Weiblichkeit« als methodische Maxime sollte sich inhaltlich verbinden mit dem Versuch zu radikaler Kontextualisierung und Differenzierung. Das brächte auch die Analysen in Bewegung.

Mit dem Plädoyer für mehr Rücksicht auf Komplexität möchte ich weder Bedürfnisse nach Eindeutigkeit abwerten, die zweifellos ihren Ort und ihre Zeit haben, noch die wichtigen Versuche der frühen Frauenforscherinnen in unseren Tagen, klare Schneisen der Orientierung in die Dickichte des Biologismus und der männerzentrierten Theorien zu schlagen. Gleichwohl meine ich: es ist an der Zeit, radikaler zu denken – auch im Sinne radikaler Selbstreflexion und Ideologiekritik.

Den Problemen, auf die wir dabei stoßen, will ich – zunächst am Beispiel des Begriffs vom Patriarchat – noch ein Stück weit nachgehen.

Zur Radikalität des Differenzierens

Die Notwendigkeit der Entwicklung historisch differenzierter Konzepte der Patriarchatskritik ist in der Frauenforschung immer wieder betont worden, einige Entwürfe dazu wurden vorgelegt.[32] Außerhalb des kleinen Kreises von Wissenschaftlerinnen, die in diesem Feld arbeiten und sich auskennen, ist dagegen ein Begriff vom »Patriarchat« populär, der unausgeführt und grob ist. Er verweist eher auf die

Existenz eines Problems, anstatt ein Mittel zu seiner Analyse zu sein. Karin Hausen hat deshalb vor einiger Zeit im »Journal für Geschichte« den Begriff des »Patriarchats« noch einmal grundsätzlich diskutiert und dabei »Nutzen und Nachteile« dieses Konzepts untersucht. Als politischer Kampfbegriff ist die Rede vom »Patriarchat« unbestreitbar zentral gewesen bei der Mobilisierung von Frauen und der Verständigung über die Richtung ihrer Kämpfe.[33] Der Begriff hat, so Karin Hausen, »die polemische und politische Kraft eines Schlagwortes« – als analytisches Konzept, das Aufschluß geben könnte über die Formen männlicher Dominanz und Gewalt gegen Frauen in der Geschichte, taugt er wenig. »Die konkrete Aussagekraft eines Begriffs oder Konzepts wird zwangsläufig umso geringer, je breiter damit die Palette der erfaßbaren historischen und aktuellen Wirklichkeiten ist. Als universalhistorische Kategorie ist Patriarchat schon deshalb von zweifelhaftem Nutzen.«[34]

Dies ist sicherlich richtig für die analytische Verwendung des Begriffs. Die praktisch engagierte Feministin wird im politischen Alltag dagegen schwer auf dieses plakative Etikett verzichten können. Sie sollte es auch nicht tun – immerhin trifft der Begriff das Politikum von Herrschaft im Geschlechterverhältnis, auch wenn er nichts *erklärt*. Unübersehbar ist darüberhinaus auch die politische Bindefunktion des Konzepts, die mit einer starken *affektiven* Besetzung verbunden ist. Auf die Aufforderung, zu differenzieren – so meine Erfahrung in der Lehre und in Diskussionen in autonomen Zusammenhängen – wird daher häufig mit Angst vor Orientierungsverlust und Abwehr von Theorie reagiert. Darin zeigt sich das Spannungsverhältnis von Wissenschaft und Politik als nahezu unauflöslicher Widerspruch, vor allem mit Blick auf die Ungleichzeitigkeiten in politischen Lernprozessen von Frauen.

Die politisch engagierte Forscherin wird sich in ihrer Arbeit dieser Spannung bewußt bleiben müssen, die sie auf der Ebene der Wissenschaft nicht aufheben kann.

Norbert Elias hat in seinem wissenssoziologischen Essay »Engagement und Distanzierung« genereller über dieses Verhältnis nachgedacht. Er verweist auf die besondere Schwierigkeit für Sozialwissenschaftler, »eine größere Autonomie ihrer wissenschaftlichen Theorien und Begriffe gegenüber gesellschaftlichen Glaubensaxiomen und Idealen (die sie vielleicht teilen) zu erlangen«[35]. Er unterscheidet dabei »autonome« und »heteronome« Wertungen, die in die Analysen eingehen: »autonome« Wertungen wären diejenigen, die sich eher »immanenten« Kriterien verdanken, »heteronome« diejenigen, die auf soziale und politische Überzeugungen zurückzuführen seien.

Die Unterscheidung sei dabei weder statisch noch absolut: »Es handelt sich immer um ein höheres oder geringeres Maß, also um verschiedene Balance- und Dominanzverhältnisse der Autonomie und Heteronomie von Erkenntnissen.«[36]

Ich halte Elias' Blick auf das Verhältnis von Engagement und Distanzierung und die Unterscheidung von »autonomen« und »heteronomen« Wertungen für hilfreich bei der Untersuchung der Erkenntnis-Konstellation der Frauenforschung. Seine Schlußfolgerung: »Je größer das Engagement, desto größer die Neigung zu heteronomen Wertungen«[37], erscheint mir jedoch mechanisch und oberflächlich. Sie unterstellt pauschal ein Kausalverhältnis zwischen »Distanziertheit« und »Au-

tonomie« von Erkenntnis. Diese Kongruenz aber hat es noch nicht einmal in den Naturwissenschaften gegeben, wie u.a. die feministische Kritik ihrer Erkenntnismodelle gezeigt hat.[38] »Distanz« kann zwanghaft sein, eine Form der Bewältigung ungelöster Konflikte ebenso wie Ausdruck von Herrschaftsinteressen; »radikale Distanzierung« (als einer der Pole, von denen Elias spricht) und ihre methodischen Abschirmsysteme wären dann Manifestationen von Angst und Befangenheit, jedenfalls alles andere als »autonom« im Sinne von »wissenschaftsimmanent« oder »gegenstandsadäquat«.[39]

Umgekehrt schmuggelt auch radikales Engagement nicht zwangsläufig politische Konterbande in die reine Wissenschaft. Auch hier gibt es mehrere Möglichkeiten: radikales Engagement kann den Blick auch schärfen, kann sich in Beharrlichkeit des Weiterfragens umsetzen und auf diesem Wege zu einer anders verstandenen »Autonomie« von Einsichten führen.

Die Erkenntnisdynamik und politischen Tendenzen in diesen Konstellationen lassen sich nicht aus dem Grad des Engagements der Forschenden »ableiten«. Auch hier gilt es, genauer hinzuschauen.

Was hat es vor diesem Hintergrund mit dem Postulat der »Parteilichkeit« feministischer Wissenschaft auf sich, das seit den Anfangstagen der Frauenforschung zu ihrem Selbstverständnis gehört? Nach meiner Auffassung muß sein Geltungsbereich noch genauer bestimmt werden. So kann sich Parteilichkeit z.B. äußern in der Gestaltung der Subjekt-Objekt-Verhältnisse in Forschungsprozessen, was nicht zu der Konsequenz führt, daß lediglich Aktionsforschungsprojekte das Postulat einlösen – wie im übrigen auch Maria Mies in späteren Anmerkungen zu der von ihr initiierten Diskussion hervorhob. Parteilichkeit kann sich auch in der Wahl des Erkenntnis*gegenstandes* (z.B. Gewalt im Geschlechterverhältnis) ausdrücken; darüberhinaus ist die Parteinahme für Frauen unverzichtbarer Bestandteil des Forschungs*motivs*, das mit dem Motiv der praktischen Veränderung dieser Verhältnisse einhergeht.

Im Forschungsprozeß selber muß sie allerdings – in einem Wechselspiel von Engagement und Zurücktreten, das sich je nach Forschungstypus unterschiedlich gestaltet – erst produktiv gemacht werden: das, was wir zur Kenntnis nehmen, darf nicht durch die politische Optik vorweg bestimmt sein. Dies tangiert auch den Zusammenhang von politischer Parteilichkeit und Radikalität in diesem Feld. Die Logik entschiedenen Handelns in allen möglichen Praxisfeldern, aber auch die Logik radikaler Strategieformulierung oder der Begründung von Kampagnen, scheint in der Tat eine andere zu sein, als die des Erforschens von Komplexität, die *dann* radikal ist, wenn sie den Zusammenhängen an die Wurzel geht. Wissenschaft darf sich nicht an der Entweder-Oder-Logik solcher Politik ausrichten, sondern muß beim »Einerseits/andererseits« bleiben *können*, wenn die Realität, die sie beschreibt, eben so verfaßt ist – aber sie soll dazu beitragen, reale Widersprüche aufzuheben, indem sie die Strukturen, derer sie sich verdanken, kritisiert.

Das *gängige* Verständnis von Radikalität bleibt dagegen Polarisierungen verhaftet: Ja – nein, für – gegen, entweder – oder. Vielleicht liegt darin einer der Gründe für die Attraktivität, die sowohl dualistisches als auch ontologisierendes, »positives« Denken in der Geschichte der Frauenbewegung hatte und hat.

Dies gilt vor allem für die schlicht dualistischen Patriarchats-Konzepte und für

die positivierten Ikonen von »Weiblichkeit«. Beide vermitteln den Eindruck »klarer Verhältnisse«, geben Anhalt und bieten psychische Entlastung durch Reduktion von Komplexität (Luhmann). Dem entspricht eine »Mikropolitik« im affektiven Bereich; deren Kern ist eine spezifische Schwierigkeit, mit Ambivalenzen umzugehen.[40] Probleme im Umgang mit widersprüchlichen Verhältnissen, in die wir als Personen mannigfach verwickelt sind, lassen auch die wissenschaftliche Praxis – so jedenfalls meine Erfahrung – nicht unberührt. Es würde an dieser Stelle zu weit führen, ausführlich darauf einzugehen. Einige hypothetische Überlegungen seien dennoch abschließend zur Diskussion gestellt:

Ich vermute, daß den Schwierigkeiten, ambivalente Realitäten »auszuhalten« und die Erfahrung von Widersprüchen im Geschlechterverhältnis nicht durch Aufspaltung und verteilte Projektion positiver und negativer Seiten »einer Sache« zu verarbeiten, die Prinzipien bestimmter Erkenntnisformen und Methoden entgegenkommen, die ihrerseits auf Widerspruchsfreiheit geeicht sind. Das heißt, daß es eine Korrespondenz gibt zwischen Erkenntnismitteln, derer wir uns als Frauenforscherinnen bedienen, einer bestimmten Struktur unseres emotionalen Involviertseins, unserer »Betroffenheit« vom »Gegenstand« der Analyse und dem politischen »Vereindeutigungsdruck«, unter dem Frauenforschung steht. Wenn ich lediglich die in diesem Text angesprochenen Aspekte zusammentrage, die in dieselbe Richtung wirken, so kommt eine beeindruckende Kette sich wechselseitig verstärkender Glieder zustande: der Identitätslogik im Denken korrespondieren sowohl die Logik der gängigen wissenschaftlichen Methoden und Meßverfahren (z.B. Typenbildung), als auch die Entweder-Oder-Logik bestimmter Formen von Politik. Vom Subjekt her gesehen gibt es entsprechende Berührungspunkte: die auf Eindeutigkeit ausgerichteten emotionalen Orientierungs- und Autoritätsbedürfnisse, aber auch die Affektmodi der gängigen Abwehrmechanismen in der Verarbeitung von Ambivalenzkonflikten (Verdrängung, Isolierung, Projektion, Verkehrung ins Gegenteil, Objektspaltung) folgen derselben Logik.

Die Glieder dieser Verstärkerkette – die sicher ergänzungsbedürftig ist, auch um die Elemente, die entgegenwirken – können in unterschiedlichen Kombinationen ineinandergreifen. Ihre Affinität zueinander erzeugt auf der analytischen Ebene formal den Anschein von Plausibilität und emotional vermittelt sie Evidenzgefühle, den Eindruck von Gewißheit in dem, was wir zur Kenntnis nehmen. Die Frage solcher »Überdeterminiertheit« engagierter Frauenforschung sollte mit einbezogen werden in den Prozeß kritischer Selbstreflexion und Reflexion auf die komplexen inneren und äußeren Bedingungen, unter denen wir arbeiten. Ich setze darauf, daß produktive Diskussionen daraus folgen können, die uns – auch in der Auseinandersetzung miteinander – weiterbringen.

Anmerkungen

1 Maurice Godelier: *Die Produktion der Großen Männer*, Frankfurt/New York 1987, S. 201.

2 Ebenda.

3 Frauen sind intuitiv, anleitungs- und anlehnungsbedürftig, einfühlsam, geduldig, sorgend, anpassungsfähig, passiv, expressiv, weich und zärtlich etc. Frauen sind nicht: nüchtern, logisch, machtbetont, ehrgeizig, aggressiv, schöpferisch, durchsetzungsfähig, selbständig etc. In jüngster Zeit

zeigen besonders die Berichte von Gleichstellungsbeauftragten, wie lebendig diese Quelle von Diskriminierungen noch sprudelt. Vgl. auch: Helge Pross: *Die Männer. Eine repräsentative Untersuchung über die Selbstbilder von Männern und ihre Bilder von der Frau*, Hamburg 1984; und: Sigrid Metz-Göckel, Ursula Müller: *Der Mann. Eine repräsentative Untersuchung über die Lebenssituation und das Frauenbild 20- bis 50jähriger Männer*, Weinheim/Basel 1986.

4 *Feministische Studien*: Konstruktionen des Weiblichen in den Sozialwissenschaften, 4. Jahrgang, November 1985, Nr. 2; siehe auch: *FrauenMännerBilder*. Männer und Männlichkeit in der feministischen Diskussion, hrsg. von Carol Hagemann-White und Maria S. Rerrich, FF2, Bielefeld 1988.

5 Z.B. Ulrike Prokop: *Weiblicher Lebenszusammenhang*. Von der Beschränktheit der Strategien und der Unangemessenheit der Wünsche, Frankfurt/M. 1976; Regina Becker-Schmidt u.a.: *Arbeitsleben – Lebensarbeit*, Bonn-Bad Godesberg 1983; Regina Becker-Schmidt, Gudrun-Axeli Knapp: *Arbeiterkinder gestern – Arbeiterkinder heute*, Bonn-Bad Godesberg 1985, insbesondere Kapitel V; Regina Becker-Schmidt, Gudrun-Axeli Knapp: *Geschlechtertrennung – Geschlechterdifferenz. Suchbewegungen sozialen Lernens*, Bonn-Bad Godesberg 1987.

6 Vgl. Christine Woesler de Panafieu: Zum Übergang von der instrumentellen zur digitalen Vernunft, in: *Rationalität und sinnliche Vernunft. Frauen in der patriarchalen Realität*, hrsg. von Christine Kulcke, Berlin 1985, S. 30–44; Elvira Scheich: Frauen-Sicht. Zur politischen Theorie der Technik, in: *Klasse Geschlecht*, hrsg. von Ursula Beer, Bielefeld 1987; Annelie Keil: »Weiblich« – »Männlich« – Soziale Gestaltungsprinzipien, in: *Leben und Technologie*, hrsg. von Bremer Frauenwoche, Bremen 1983; Ulrike Teubner: Zur Frage der Aneignung von Technik und Natur durch Frauen – oder der Versuch, gegen die Dichotomien zu denken, in: *Facetten feministischer Theoriebildung*, hrsg. vom Verein Sozialwissenschaftliche Forschung und Bildung für Frauen, Frankfurt 1987; Rosemarie Rübsamen: Patriarchat – der (un-)heimliche Inhalt der Naturwissenschaft und Technik, in: *Weibliche Wissenschaft. Männliche Wissenschaft*, Symposion an der Universität Oldenburg vom 15.–16. Juni 1983, BIS, Oldenburg 1983.

7 Vgl. Oskar Negt: *Die Konstituierung der Soziologie zur Ordnungswissenschaft*. Strukturbeziehungen zwischen den Gesellschaftslehren Comtes und Hegels, Frankfurt 1974.

8 »Tatsächlich ist Dialektik weder Methode allein noch ein Reales im naiven Verstande. Keine Methode: denn die unversöhnte Sache, der genau jene Identität mangelt, die der Gedanke surrogiert, ist widerspruchsvoll und sperrt sich gegen jeglichen Versuch ihrer einstimmigen Deutung. Sie, nicht der Organisationsdrang des Gedankens veranlaßt zur Dialektik. Kein schlicht Reales: denn Widersprüchlichkeit ist eine Reflexionskategorie, die denkende Konfrontation von Begriff und Sache. Dialektik als Verfahren heißt, um des einmal an der Sache erfahrenen Widerspruchs willen und gegen ihn in Widersprüchen zu denken.« Aus: Theodor W. Adorno: *Negative Dialektik*, Frankfurt/M. 1970, S. 143.

9 Ein aktuelles Beispiel dafür ist das Buch von Andrea Dworkin über Pornografie, das sich eigentlich nur noch nach »Pro-« und »Contra«-Manier diskutieren läßt. Das entwertet die Analyse zum politischen Vorwand und leistet ihrem Mißbrauch als Selektionskriterium für Rechtgläubigkeit Vorschub.

10 Vgl. z.B. Jo Freeman, The Feminist as Scholar, Keynote address at the Feminist Scholar Conference at Montclair State College, Upper Montclair, N.J., May 16, 1974; dokumentiert in: Renate Duelli-Klein, Maresi Nerad, Sigrid Metz-Göckel (Hrsg.): *Feministische Wissenschaft und Frauenstudium*, Blickpunkt Hochschuldidaktik 71, Hamburg 1982; ebenfalls die Diskussionen in: Frauenforschung oder feministische Forschung, *Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis*, 7. Jahrgang (1984), Heft 11.

11 Hinweise darauf u.a. in: Heidemarie Bennent: *Galanterie und Verachtung*. Eine philosophiegeschichtliche Untersuchung zur Stellung der Frau in Gesellschaft und Kultur, Frankfurt/New York 1985; Genevieve Lloyd: *Das Patriarchat der Vernunft*. »Männlich« und »weiblich« in der westlichen Philosophie, Bielefeld 1985; Cornelia Klinger: Das Bild der Frau in der Philosophie und die Reflexion von Frauen auf die Philosophie, in: *Wie männlich ist die Wissenschaft?*, hrsg. von Karin Hausen und Helga Nowotny, Frankfurt/M. 1986.

12 Pat Hynes kritisierte in der taz vom 7.6.86 die Uniformität der weiblichen Arbeitskraft: »... zum

Beispiel gibt es für Frauen nur ganz wenige Berufe; es wurde ihnen keine Verschiedenartigkeit zugestanden und sie wurden dazu gebracht, weitgehend Gleichartiges zu tun. Diese Uniformität ist ein Zeichen dafür, daß Frauen unterdrückt werden.«

13 Den Begriff »Identitätszwang« habe ich ausgeführt in: Regina Becker-Schmidt, Gudrun-Axeli Knapp: *Geschlechtertrennung – Geschlechterdifferenz*, 1987. Ich begreife »Identitätszwang« als Herrschaftskategorie. Sie bezieht sich auf die Mechanismen und Oktrois, über die sich die gesellschaftliche Normalkonstruktion von »Weiblichkeit« in unsere persönliche Identität hinein durchsetzen soll. Identitätszwänge gehen über Rollenzwänge weit hinaus, weil immer subjektive Tiefenschichten und Selbstbilder im Spiel sind.

14 Regina Becker-Schmidt: Frauen und Deklassierung. Geschlecht und Klasse, in: *Klasse Geschlecht*, hrsg. von Ursula Beer, Bielefeld 1987.

15 Christina Thürmer-Rohr: *Vagabundinnen*. Feministische Essays, Berlin 1987, S. 118.

16 Rosa Mayreder: *Zur Kritik der Weiblichkeit*, Jena 1905, S. 15.

17 Zur Kritik an Maria Mies vgl.: Elvira Scheich: Frauen-Sicht, a.a.O.; Hilge Landweer: Skylla und Charybdis frauenforscherischer Selbstmodelle: zwischen androzentrischen Egalitätsvorstellungen und weiblichen Omnipotenzphantasien, in: *FrauenMännerBilder*, a.a.O.

18 G.A. Knapp: Arbeitsteilung und Sozialisation, a.a.O.

19 Zur Kritik der Identitätslogik in diesem Zusammenhang vgl. Regina Becker-Schmidt: Frauen und Deklassierung, a.a.O.

20 Max Weber: *Universalgeschichtliche Analysen*, Stuttgart 1973, S. 234.

21 Adorno 1972, S. 201. Wenn man dies Problem erkenntnistheoretisch zuspitzt, läßt sich natürlich sagen, daß jede Form des Erkennens von diesem nichtüberbrückbaren Graben zwischen Denken und Sein betroffen ist; jede Methode entscheidet in diesem Sinne durch die eigene Formulierung »was die Sache sei«. Davon zeugen selbst noch die Aporien und Paradoxien in Adornos Kritik des »Identitätsdenkens«, in der er die Bewegungen eines identifizierend gedachten Nicht-Identischen vorführt. Dennoch halte ich daran fest, daß es unterschiedliche »Grade« von Adäquanz zwischen Methode und Gegenstand gibt, die sich – wie ich am Beispiel des weiblichen Arbeitsvermögens zu begründen versuchte – nur inhaltlich ausweisen lassen.

22 Maria Mies: Gesellschaftliche Ursprünge der geschlechtlichen Arbeitsteilung, in: *Frauen, die letzte Kolonie*, hrsg. von Claudia v. Werlhof u.a., Reinbek bei Hamburg 1980, S. 168.

23 M. Mies, a.a.O., S. 173.

24 Ebd.

25 Ebd.

26 Barbara Duden: *Geschichte unter der Haut*, Stuttgart 1987, S. 10.

27 Maurice Godelier: *Die Produktion der Großen Männer*, Frankfurt/M. 1987, S. 303.

28 Rosa Mayreder: *Kritik der Weiblichkeit*, Jena 1905, S. 199.

29 Mit der Frage einer adäquaten Begrifflichkeit beschäftigt sich u.a. Norbert Elias in: *Engagement und Distanzierung*, Frankfurt/M. 1983, S. 64. Er plädiert für die Verwendung komparativer anstelle polarer Begriffe, da sie einen offeneren Charakter hätten. Mit der Möglichkeit »dialektischer Generalisierungen« setzt sich Gaston Bachelard auseinander in: *Die Philosophie des Nein*. Versuch einer Philosophie des neuen wissenschaftlichen Geistes, Frankfurt/M. 1980, Kap. V.

30 *Feministische Studien*, 4. Jahrgang, November 1985, Nr. 2, S. 6.

31 Sigrid Weigel: *Die Stimme der Medusa*. Schreibweisen in der Gegenwartsliteratur von Frauen, Kap. VII, S. 196ff., Dülmen-Hiddingsel 1987.

32 Vgl. die Beiträge von Ute Gerhard, Doris Janshen, Hiltraud Schmidt-Waldherr und Christine Woesler de Panafieu auf dem Bamberger Soziologentag 1982: Herrschaft und Widerstand: Entwurf zu einer historischen und theoretischen Kritik des Patriarchats in der bürgerlichen Gesellschaft, in: *Beiträge zur Frauenforschung am 21. Deutschen Soziologentag*, Bamberg 1982.

33 Karin Hausen: Patriarchat. Vom Nutzen und Nachteil eines Konzepts für Frauengeschichte und Frauenpolitik, in: *Journal für Geschichte*, September/Oktober 1986, S. 12; vgl. auch: Sigrid Metz-Göckel: Die zwei (un)geliebten Schwestern. Zum Verhältnis von Frauenbewegung und Frauenforschung im Diskurs der neuen sozialen Bewegungen, in: *Klasse Geschlecht*, hrsg. von Ursula Beer, Bielefeld 1987.

34 Karin Hausen, a.a.O., S. 19.

35 Der Vollständigkeit halber sei die wichtige Fortführung des Zitats wiedergegeben: »... so ist es für sie nicht weniger schwierig, eine größere Autonomie in der Entwicklung ihres wissenschaftlichen Modells gegenüber der älteren, erfolgreicheren und etablierten physikalischen Wissenschaften zu erreichen.« Norbert Elias: *Engagement und Distanzierung*. Arbeiten zur Wissenssoziologie I, Frankfurt/M. 1983, S. 58.

36 Ebd., S. 60.

37 Ebd.

38 Z.B. Evelyn Fox-Keller: *Liebe, Macht und Erkenntnis*. Männliche oder weibliche Wissenschaft?, München/Wien 1986; Carolyn Merchant: *The Death of Nature*, San Francisco 1980.

39 Vgl. Georges Devereux: *Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften*, München 1978.

40 Vgl. dazu ausführlicher Regina Becker-Schmidt, Gudrun-Axeli Knapp: *Geschlechtertrennung – Geschlechterdifferenz*. Suchbewegungen sozialen Lernens, Bonn-Bad Godesberg 1987.